

Theater an sich

von Arthur Eloesser

Weltbühne, XXIII. Jahrgang 1927, 1. Band

Es ist hübsch von Eugen Klöpfer, daß er mit Richard Dehmels „Menschenfreunden“ die deutschen Provinzen bereist. Um so hübscher, als er es zweifellos sich selbst und nicht dem teuren Dichter zuliebe tut. Das Theater handelt nicht aus Pietät und würde auch immer vergebens handeln, wenn der Schauspieler nicht seine Rechnung fände. Es ist weniger hübsch von Eugen Klöpfer, daß er für sein Gastspiel am Lessing-Theater nicht die gewisse Kruste abgebürstet hat, die nach einer Tumee mit mehreren Nullen auch eine löbliche Inszenierung zu überziehen pflegt. Der Multimillionär und Menschenfreund Christian Wach, der seine Multitante ermordet oder nicht ermordet hat, tätschelt auf dem Gang zur Untersuchungshaft der alten Anne die Wangen, und wenn ihm nach dem dunkeln Bekenntnis, daß Gott die ganze Geschichte angerichtet habe, der zweite Schlaganfall des dritten Aktes holt, darf die allzu feine, allzu verständnisvolle Wirtschaftlerin von Frieda Richard den letzten Fall des Vorhangs mit einem Weihnachtslied besänftigen. Vor genau zehn Jahren fand an demselben Lessingtheater die Uraufführung unter Barnowsky mit Bassermann statt. Das spröde Stück war damals wie auf feinen Stahlbändern montiert, daß die Dialektik nur so federte. Albert Bassermann, der seine Wirtschaftlerin nicht tätschelte, und den keine Stille Nacht in den letzten Schlaf sang, wand sich mit einer wunderbaren Präzision, die ihre Logik doch aus dem Instinkt nahm, durch den seelischen Prozeß des Sünders und Büßers hindurch. Eugen Klöpfer hielt seine Figur mehr in Guß und Fluß, breiter und weicher, trotz aller spielenden Bosheit gemütlicher, und so konnte er sie auf andere meisterliche Art dem Mitgefühl des Publikums unmittelbar empfehlen. Die gebildeten Zuschauer sagten sogar aha; das ist ja so etwas wie Dostojewski. Und damit meinten sie auch, daß die Sache eigentlich Literatur sei und sie, abgesehen von der ungeheuer spannenden Rechnung, an der eine außerordentliche Schauspielerei kunstvoll addierte und subtrahierte, eigentlich nichts mehr angehe. Es war also Vergnügen an dem, was ich Theater an sich nennen möchte, an der sorgfältigen Abwicklung, Faden für Faden, eines Wunderknäuels, das schließlich nichts allzu Wunderbares eingesponnen hat. Es sei denn ein Dichter, der nach vielen, vielen ungeschickten Versuchen den Dreh des Theaters endlich in seine Hand bekam. Gewiß, manchmal blitzt es auch aus der Zornnatur dieses Teuren, der so grimmig weil er so gütig war,

und manchmal rollt es wie von einem Fluch. So aber ein Dichter flucht, wird es allemal ein Segen. Das Motiv zu einem Stück braucht nicht tiefer zu sein als der Wunsch, eben ein Stück zu schreiben, als der Ehrgeiz, in die große dramatische Fakultät einzutreten. „Fenster“ von John Galsworthy im Renaissancetheater. Der vornehme Erzähler, der als eifriger Handwerker des Theaters noch ein zweites Leben führt, wird sich auf ein soziales Sentiment berufen für die Tochter des Fensterputzers, die ihr Kind umgebracht hat, und die von der bürgerlichen Familie nicht gerettet sein kann und sein will. Gewiß, man unterhält sich mit dem Fensterputzer, der seine Philosophie von Bernard Shaw als dem Ordinarius der dramatischen Fakultät, der seine wohlgemessene Figur von dem liebenswürdig verhaltenen Hans Leibel bezieht. Man lacht auch gern der bourgeoisen Mutter, die einen humoristischen Verstand ebenfalls von Shaw, die einen allerliebsten Schwips von der kühnen Ida Wüst empfängt. Aber wer lacht und wer weint um Kitty, die Kindesmörderin, trotz dem proletarischen Trotz von Roma Bahn und ihrer dumpf abschließenden Verstocktheit? Ein deutscher Dramatiker, also ein Angehöriger der unbefangenen Menschenklasse, hat einmal den Takt besessen, einer Abtreibung mit tödlichem Ausgang noch eine Komödie abzugewinnen. Viel zarter benimmt sich Mr. Galsworthy auch nicht. Oder heißt er schon Sir John? Wenn wir an seine Sache glaubten, wären wir nicht wert, eine Rose Bernd zu haben. Wir ließen uns ja auch nur unterhalten, weil wir nur Publikum, weil wir gar nicht menschlich zu sein brauchten. Also Theater an sich.

„Der Hexer“ von Edgar Wallace im Deutschen Theater, dessen Direktion jetzt mildsommerlich Emil Lind heißt. Ein dramatisches Kreuzworträtsel, an dem auch die erfahrensten Premierenköpfe vorbeigeraten haben. Wer ist der Mörder? Der edle Mörder natürlich. Denn der Ermordete, ein von Albert Steinrück glänzend verkalkter und verkokster Schurke ist schon wieder der Schuldige. Also Homolka ist es, der einen angeblichen Polizeiarzt durch eine wilde Flucht von sechs Detektivszenen in seiner fetten Ulkigkeit kugelte. Ich habe mich an der Suche gar nicht beteiligt. Aber da die Leute sich furchtbar aufregten, glaubte ich auch so tun zu müssen. Schon weil die Kerle brillant gespielt haben, die alten Schwergewichtler wie die jungen Leichtgewichtler der Bühne. Entzückend dieser einfallreiche Paul Hörbiger, ein echt Wiener und darum echt Londoner Strizzi. Hanna Ralph als heroische Räuberbraut übertraf sich selbst. Mehr kann keiner. Wenn das Theater an sich so trainiert, so boxerhaft stark und gelenkig wird, braucht es keinen Film mehr zu fürchten.

Dieselbe Verve und dieselbe Disziplin im Komödienhaus, das eine „Weiße Fracht“ von einem Leon Gordon landete. Soviel Disziplin, daß Heinrich George,

höchst eindringlich und ausdrücklich als wild gewordener Tropenveteran, nur die Beine und nicht auch den Bauch nackt trug. Daß Hermann Vallentin einen anderen von Heimweh und Whisky aufgeweichten Veteranen immer noch in fester Männerhand zusammenhielt. Der nackte Bauch wurde diesmal der Halbblutnegerin Tendeleye überlassen, die zugleich mit der entsittlichenden Hitze der Tropen die Männer zugrunde richtet. Mir war es so lieber. Wie braun Jessy Virogh von Natur ist, weiß ich nicht. Im Mischverkehr des Kurfürstendamms würde ihr Gesicht kaum noch exotisch wirken. Aber wie trägt diese Jessy die Nacktheit des Naturkindes! Wie tierhaft glänzt ihr Auge in der Begierde, wie lächelt der Popo im Triumph des Weibchens! Wahrscheinlich hat sie in ihrem ganzen Leben auch nicht einen Schatten vom dunkeln Erdteil gesehen, aber ihr Todesschrei, wenn die Giftmischerin vergiftet wird, das ist der eines schönsten Tieres, das muß Afrika sein. Wie genau auch die Tropen aufgenommen waren mit Chinin und Whisky und klimatischer Verkommenheit, auch dieses Stück gehört zu den erfreulichen, die uns gar nichts angehen, die nur spannen und spielerisch unterhalten. Onkel Toms Hütte war eine traurige und menschliche Angelegenheit, Aber man muß ja nicht auf dem Äquator Gummi pflanzen. Da ist kein Schicksal, das uns zugeteilt werden kann. Also wieder Theater an sich. Nichts ist so erfolgreich wie der Erfolg, sagt ein sehr dummes und sehr weises französisches Sprichwort. Das an sich hat das Theater vorläufig gerettet, damit es wieder für uns sein kann.